



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kröger, Timm: Hein Wieck : eine Stall- und Scheunengeschichte :
(Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Hein Wieck

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

(Fortsetzung)



Es war das drittemal, wo die beiden, die in ihren Kleidern zu kurz gekommen waren, sich dafür in der Liebe hinter dem Steinwall entschädigten, als Detlev Kühl plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor ihnen dastand, im vollen Schmuck des Rundhuts, der langen Haare und der Kniehosen. Er kam nicht aus der Fassung und ließ die Pfeife nicht aus dem Munde, aber schimpfen konnte er mit dieser Pfeife im Munde ganz tüchtig: Krötenzeug, kiederliches Frauenzimmer, Ungeratner — und so weiter. Wieb stob davon, daß die lange Schürze im Mondschein flatterte, Harm war durch einen kleinen Umstand verhindert, ihrem Beispiel zu folgen; denn sein Alter hielt ihn kräftig am Ohrzipfel, dabei fett aus der Kehle knarrend: Hat ja kein Haar auf'm Kopf, da muß man hingreifen, wo so ein unnützer Bube zu packen ist.

Und am Ohr wurde der lange magere Harm mit seinen kurzen Weinkleidern, mit der neumodischen Mütze über den Hofplatz hinüber geführt, hinein in das Haus, über die große Diele, vorbei an den Gesindeschlafbetten, deren Insassen mit etwas Schrecken, viel Belustigung und treffsicherer Ahnung diesem Strafgericht zusahen. Und weiter ging es direkt vor das Bett der Mutter. Hier bekam Harm endlich den bremmenden und schmerzenden Ohrzipfel frei.

Da hast du deinen neumodischen Jungen, grollte Detlev Kühl mit seiner Hälfte. Er hatte entschieden Lust, alles auf die kurzen Haare zu schieben und anzunehmen, daß Harm seine Liebeshändel nicht angeknüpft hätte, wenn Fürgen Webers Schermesser nicht über sein Haupt gekommen wäre. — Da hast du den neumodischen Schlingel, wiederholte er, mit der Kätnerstochter freit der dumme Junge hinter der Scheune, das hast du nun davon!

Wie es weiter mit Harm und Wieb gegangen ist?

Es ging eben, wie es gehn mußte, sollte nicht die Weltachse aus ihrer Lage kommen. Ein Hofbesitzerssohn — und der Holm war ein großer, ansehnlicher Hof, und die Verhältnisse waren gut und Detlev Kühl, trotz aller Kriegsnöten, die zu überstehen gewesen waren, gut bei Kasse, und Harm war der einzige Erbe —, darf also ein Hofbesitzerssohn schon an sich keine Kätnerstochter heiraten, in diesem besondern Fall war es nun gar undenkbar. Sie war freilich auch Erbin, aber nur Erbin einer Kate, und nur einer, die nicht einmal einen Einspänner zuließ. In Kleidung, Nahrung und Lebensweise nicht besser gehalten sein, als das Kind eines Insten — das war allgemein der Brauch. Aber die Tochter eines kleinen

Mannes heiraten? — das ging nicht an. Wenn der Erbe von dreihundert Tonnen Land, vier Pferdegespannen und vierzig Milchkühen — des Jungviehs nicht zu gedenken — in die Zwanziger kam, dann erhielt er von seinem Gewissen den kategorischen Befehl, eine ebenbürtige Frau unter den Töchtern der Besitzer von Vier- und Sechsgespannen oder von großen Schaf- und Viehherden zu wählen.

Es vergingen gar nicht viele Jahre, da hatte der alte Kühl seinen Sohn schon halbwegs mit der reichen Grete Djen aus Osterfeld, deren Vater zwei Marschhöfe besaß, verlobt. Endlich wurden auch Harm und Wieb laß und zweifelhaft an ihrem Recht. Da nun die Grete Djen wirklich hübsch und einfach und nett war, so dünkte es unserm Harm nicht mehr so schrecklich, ihr vielbeneideter Bräutigam zu sein. Aber er war ehrlich genug, ihr mitzuteilen, wie er mit der Wieb stand, worauf die Grete, klug und verständig wie immer, fehlerfrei zitierte: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißen sie nieder.“ — Wenn Harm ihr sein Wort gebe, daß er sie lieben und ehren wolle wie sein christlich Gemahl, so werde er es auch halten, daran zweifle sie nicht. Auch sie traue sich diese Kraft und diesen Willen zu, ja sie habe ihn sogar lieb. Und deshalb sage sie: Ich bin dein, der Segen des Herrn sei mit uns auf allen Wegen.

Und ehe Harm sich verah, hatte er den ehrbarsten Kuß, der jemals unter Brautleuten geküßt worden ist.

So wurde Harm Bräutigam, und nicht lange darauf auch die Wieb vom Ellernbusch Braut, indem Jasper Wieck aus dem benachbarten Hamwöhrden das Jawort erhielt. Er gehörte zu den jüngern Kindern einer kleinen Bauernstelle, brachte bare dreihundert Kurantmark und einen Koffer voll Leinen mit, hatte außerdem Anspruch auf eine Kuh, die er aus dem Viehstapel seines Bruders, des Annehmers im Besitze, auswählen durfte, nachdem der Annehmer die beste aus der kleinen Herde für sich ausgeschieden hatte. So stand es in dem Hausbrief. Vorläufig wohnten Eltern und Kinder noch zusammen, dessen ungeachtet war die Partie von keiner Seite schlecht.

Wenn die Landleute ihre Entschlüsse gefaßt haben, so ziehen sie auch tapfer die Folgen. Der priesterliche Segen verknüpfte derzeit die Herzen mit solcher Innigkeit, daß alle mit der ehelichen Treue nicht zu vereinigenden Wünsche, die des Herzens Schrein aufbewahrte, keinen Boden mehr fanden, deshalb die Sonne des ersten Ehetages nicht überdauerten. Ja, noch vor der Hochzeit standen Harm und Wieb ihrer Vergangenheit so selbständig gegenüber, daß sie diesen Liebesfrühling unter sich im Neckton behandeln konnten. Es durfte das sogar unter allseitiger Heiterkeit in völliger Unbefangenheit im Beisein ihrer Angetrauten oder Verlobten geschehen.

Ellernbusch wollte in keiner Weise mit dem Hofe wetteifern. Grete Djen war mit großem Pomp in Holm eingefahren: der Silberglanz der beiden schwarzen Rappen hatte bis in den grünen Wald hinein geleuchtet. Jasper Wieck zog schlicht und recht seine blanke, braune Hochzeitskuk am Horn und trug einige Sachen in einem Tuch unterm Arm, und nach der Hochzeit entlich er den Leiterwagen des Hofes, um von Hamwöhrden seine Habseligkeiten und den großen Leinenkoffer nachzuholen. Die Hochzeit des Bauern vom Holm war unter Bewirtung der ganzen Umgegend in Osterfeld gefeiert worden. Es hatte Weinsuppe, Braten und über Tisch wirklichen Wein gegeben, zu Nacht Warmbier mit Feinbrot. Auf der Hochzeit im Ellernbusch gab es nur Bier und Brantwein, und doch ging es hoch her. Noch vor Mitternacht erklärte der ehrliche und damals etwas angeheiterte Jasper den Nachbar Harm für seinen besten Freund.

An das alles dachte Harm Kühl, als er an der Dickmilchtonne vorüber

summte. Beim Ohr hatte ihn einstmals sein Alter gefaßt, so hatte er seinen Dienstjungen heute gehabt, seinen Dienstjungen Hein Wied, den leiblichen Sohn seiner Jugendliebe.

Dem alten trocknen Harn wurde wieder weich und warm.

Sie umsäuselten ihn wieder mit ihrem Frieden, die Frühlingsabende im Holundergebüsch der alten Scheune vom Holm. Noch loht es schwach im Westen, wo die Sonne versank, und schon steht, wie es sich bei einem rechten Stellbichein gehört, der gute deutsche Mond am Himmel. Sein weißer Glanz liegt auf den düstern Hängen der schweigenden Nachtgebüsch, die ihr Blättergewirz bis auf den Steinwall hinabtauchen. Und was sie umschließen ist das köstlichste Geheimnis, das die Welt je gesehen hat. Ein Flüstern, ein Murmeln, ein Seufzen und das Geräusch ehrlich gemeinter Küsse. Der starke Duft der Blütensträuche beschwert die jungen Herzen mit der bohrenden Sehnsucht einer Liebe, die sich nicht genug thun zu können vermeint und doch von ihnen so köstlich erfüllt im Arm gehalten wird. Sie hören nicht mehr das Tagesgemumm in den weißen Blumendolden, die Bienen haben längst ihre Stöcke aufgesucht. Dafür arbeiten Niesennücken mit lächerlich langen Gliedern über die Kleidung der beiden glücklichen Menschenkinder, oder schweben lautlos durch die grüngoldne Dämmerung. Und an dem Hautsteich zu ihren Füßen das unermüdlische Lärmen der Frösche.

Kennt ihr das türkische Märchen?

Ein Sultan heißt Wunder von seinem Weisen. Der führt ihn inmitten seiner Großen an eine Wassertonne und ersucht ihn, sein Haupt einzutauchen.

Der neugierige Sultan thut das.

Aber mit dem Eintauchen ist die Welt, ist er selbst verwandelt. Er sieht sich am Fuß eines Berges, an den Meeresstrand versetzt, voller Grimm über den Zauber des Meisters. Mit Mühe findet er einige Waldarbeiter, die ihm den Weg nach der nächsten Stadt zeigen. Dort nimmt er Wohnung und heiratet nach verschiedenen Abenteuer eine Frau von großer Schönheit. Sie schenkt ihm sieben Söhne und sieben Töchter, Jahre um Jahre vergehn, endlos fließt die Zeit. Dann verarmt er völlig, er muß sich als Lastträger ernähren. Finstere Schwermut beschattet sein Gemüt. Eines Tags geht er an den Strand und grübelt über sein Mißgeschick nach. Zum erstenmal empfindet er das Bedürfnis, sich nach frommen mohammedanischen Gebräuchen zu waschen und zu baden. Er legt die Kleider ab und taucht in die Flut. Und, o Wunder! wie er das Haupt aus den Wellen zu heben vermeint, sieht er sich im Hofe seines Palastes neben der Wassertonne mit seinen Bezieren und mit dem Zauberer. Furchtbar entladet sich sein Zorn. Wie er ihn so lange in Knechtschaft habe schmachten lassen können! Aber ruhig beweist der Meister durch das Zeugnis der Anwesenden, daß der Sultan sich nicht vom Flecke bewegt hat, und daß seit dem Untertauchen des hohen Hauptes noch keine zwei Sekunden verfloßen sind.

Von dem Kuhstall durch den Rundbau, wo die brave, dunkelbraune Lisch den vor der Buttermaschine gespannten Göpel dreht, über den Hausflur bis zur Wohnstube waren nicht mehr als dreimal zehn Schritte. Und Harn durchmaß diese Räume ohne Aufenthalt, wenn auch ohne besondere Eile, den Kopf schief, mit Daumen und Langfinger knispfend. Aber als er die Thürklinke hinter sich zudrückt hatte, waren die langen Jahre seiner Jugend, ihre Freuden und ihre vermeintlichen Thorheiten wieder an ihm vorübergezogen. Und in frohmütig weicher Stimmung stand er vor seiner Greta.

* * *

Wir ließen unsern Freund nicht eben in der besten Stimmung zurück. Und auch an dem folgenden Tage wurde er das Gefühl nicht los, daß ihm ein großes Unglück, eine nie gehörte Blamage passiert sei, daß ihm ein Schandfleck anhafte, den er niemals wieder abwaschen könne. Er spürte in den Mienen seiner Hausgenossen, und überall sah er oder glaubte er ein vielfagendes, ironisches und mitleidiges Lächeln zu sehen.

Am meisten aber fürchtete er das Frauenzimmervolk in der Küche. Den armen Würemern da drinnen wird eine schöne Rede gehalten worden sein, das Kleinmädchen Witten horcht immer an den Thüren, wer weiß, vielleicht hat sie alles mit angehört. Und ob der Herr es sich wird versagen können, eine so seltne Geschichte zu erzählen? Es schien fast ausgeschlossen, daß die Sache dem Gesinde geheim bleiben werde.

Des Nachmittags wurde in der Küche gevespert. Herr und die andern Knechte aßen zuerst, während Hein die Wache im Kuhhaus hatte. Er bekam nachher mit den Dienstmädchen zusammen. Die Aschkiste am Herd war sein Platz. Die Vesper war ihm immer eine Erholung gewesen, die er nicht gern mißte. Wenn er sich beim Ruhsriegeln zu sehr darüber zergrübelte hatte, wie es mit ihm und seiner Liebe wohl werden möge, legte die frische Heiterkeit der immer lachenden Mädchen sich wie — nun, um naturalistisch zu dichten — wie Ölverband auf sein liebeswundes Herz. Heute aber ging er in großer Angst und mit einer gewissen Todesverachtung dahin. Wenn irgendwo — das war ihm klar — so habe er bei der Dirnengesellschaft Schlimmes zu befürchten.

Der Empfang weis sagte nichts Gutes, da bei seinem Eintritt eine lustige, von schallendem Gelächter begleitete Unterhaltung, deren Wellen sein Herz schon auf der großen Diele mit gemischten Gefühlen bewegt hatten, plötzlich verstummte. Von ihm war also die Rede gewesen. Wenn auch alle mit verdächtigem Eifer bemüht waren, seinem Blicke auszuweichen, so erwischte er doch in dem Funkelauge der Abel den blanken Spott. Silja, die Köchin, schien ihn nicht zu bemerken, wohl aber bemerkte Hein den Rippenstoß, den sie von Abel erhielt. Und selbst die so stille Elisabeth biß sich auf die Lippen, als sie seinen Kaffeetopf füllte. Und nun gar das Gesicht der niedlichen, in ihren Tassenkopf hineinkichernden Witten! Ein gedämpftes Flüstern, Nichern und Gluhern ging durch die dicht zusammengeballte Gruppe der Dirnen. Er konnte kaum noch daran zweifeln, daß dieser Empfang mit seinem Unglück, mit seiner Blamage zusammenhänge, und als man nun gar eine offenbar nach seinem Fall erfundene Geschichte von einem liebestollen Bürschen ohne rechten Übergang in lautem Ton zu erzählen anfang, da wußte er es.

Und auf seiner Aschkiste dachte er über die Grausamkeit der Weiber nach. In seiner Vorstellung saß er übrigens gar nicht auf der Aschkiste, aß auch kein Schwarzkäsebutterbrot — nein, er war Indianern in die Hände gefallen, er war am Marterpfahl festgebunden und mußte sehen, wie man Pfeil auf Pfeil auf ihn abschob. Er war sehr verlegen, er war aber auch sehr zornig und bedauerte im stillen, diesen Zorn gegen die netten Mädchen nicht entfalten zu mögen.

So ein dummer Junge — kritisierte Elisabeth den nach seinem Muster erfundenen Helden.

Dumm oder nicht, aber küssen, das verstand er doch — versetzte eine andre, nach Heins Meinung die anzügliche Abel. Hein hat darüber keine klare Erinnerung und kann nichts beschwören, aber daß darauf die Köchin vom Holm, die runde Silja, mit frischen roten Lippen vor der Aschkiste stand und den Gequälten anlachte, steht so fest, als sei es beeidigt. Der Großknecht war ihr erklärter Schatz; mit

einem gewissen Reid gegen Timm gingen die Augen des Märtyrers über die weichen Formen der Silja.

Was sagst du denn dazu, mein Heini? Du sollst ja auch so nett küssen können. Gib mir doch ein Bröbchen!

So gut wie Timm werde ichs doch nicht können.

Aber Silja wollte nur, wie sie versicherte, Unterschied kennen lernen, Hein solle doch nicht so widerwärtig sein, ihr auch einen Gefallen thun, der Timm mache es schon ganz gut, aber sein Bart thäte so weh. Sie streichelte ihm die Wangen.

Hein wurde heftig und bog den Kopf so weit zurück, wie es die Wand erlaubte.

Da hatte er das Spiel verloren. Nun erst zeigte sich, in welche Gesellschaft er geraten war, nun tagte es, daß eine ganze durch Komplott verbundene Rote von Unterirden in der Küche vesperte. Es folgte eine tolle Szene. Dürften wir unsern eignen Geschmack folgen: wir würden sie nicht mitteilen. Aber wir erinnern uns, daß unser Amt als Erzähler uns die Pflicht auferlegt, uns und andre zum Besten der Wahrheit in ihrer ästhetischen Empfindung zu betrüben. Aber alle Einzelheiten festzustellen, ist uns nicht zuzumuten, nur das erfordert die Gerechtigkeit, außer Zweifel zu lassen: Silja hat angefangen.

Sie hatte es ja von vornherein auf Falschheit abgesehen. Sie ließ sich durch die schroffe Abfage nicht beirren. Mit der Versicherung, sie nehme, was man nicht gebe, und gestohlene Pflaumen schmeckten am süßesten, umschlang sie ihn mit ihren weichen nackten Armen und küßte ihn gerade auf den Mund. Das wirkte wie ein Signal und weckte unverholne Umsturzbestrebungen. Von mehreren Mädchenstimmen wurde gerechte und gleiche Verteilung der Güter verlangt, als ob der Bande das mit Recht zugekommen wäre, was sie jetzt nahm. Es war nicht die Silja allein, nein — alle, die Abel, die kleine Witten, ja selbst die fromme Elisabeth gingen zum Angriff über, und Hein wurde von vier jungen Weibern zu gleicher Zeit umarmt und geküßt.

Es war nicht nur Heuchelei, wenn Hein empört that und mit dem Munde, sobald er ihn auf einen Gedankenstrich frei bekam, schrecklich drohte. Allerdings wissen wir nichts von Anstrengungen, diese Drohungen zu verwirklichen. Daran verhinderte ihn außer einer sehr innigen Umschlungung von etwa sechs oder mehr Armen das Bewußtsein, daß er bei diesem Intermezzo eigentlich doch nur scheinbar der leidende Teil sei. Hein war nicht klassisch gebildet, mußte daher auf den schlangenummundnen Laokoon, dessen Manen wir „Gebildeten“ unter solchen Umständen beschworen hätten, Verzicht leisten. Er wollte auch den Marterpfahl nicht ganz missen. Aber was jetzt auf ihn geworfen wurde, schien ihm eher Blumen als Pfeilen zu gleichen. Und endlich überwog bei ihm eine Art humoristischer Stimmung, die ihn die Vorteile seiner Lage ausnutzen ließ, indem er nicht allein empfang, sondern auch zurückgab. So entwickelte sich ein ganz lustiges Gesecht, wobei Hein mehr Küsse einheimste, als mancher von uns sein Leben lang erhält.

Bekanntlich ist keine Freiheit so wild, daß sie sich nicht alsbald unter ihre eignen Gesetze stellt. So kam denn auch in das Durcheinander eine Art Ordnung und Reihenfolge. Hein verhielt sich dabei gleichgiltig, der Eifer seiner Verehrerinnen sprach dafür, daß alle daran kommen würden, er ließ sich alles ohne tiefere Herzensteilnahme gefallen, nur bei der Elisabeth, die ihn an Antje erinnerte, legte er eine Art Gefinnung hinein.

Silja hat schon längst den Grüzgrapen über den Feuerhaken hängen sollen, die Dielenuhr hat zum Melken gemahnt, und auf Hein wird wohl Henn nachgerade warten. Das alles wurde vergessen, denn alle Beteiligten waren bei der

Sache. Die Klinke an der nach der Wohnstube führenden Thür bewegte sich — keiner merkte es. Die Thür öffnete sich — keiner sah es. Im Thürrahmen erschienen drei Gesichter — keiner nahm sie und den Schrecken auf den beiden jungen, den Jörn auf dem ältern wahr, auch das nicht, daß die beiden jungen zurückgeschoben und die Thür sachte angelehnt wurde.

Es war ein Traumzustand, worin sich die Gruppe in der Gegend der Aschkiste befand. Jedes Mädchen stand unter der Vorstellung, daß sie nicht den Stalljungen, sondern eine Person umarme, die sie lieber hatte als Hein Wied. Was Hein Wied dachte, haben wir schon angedeutet. Auch er gehörte der Wirklichkeit nur in sehr bedingter Weise an. Mit einem Wort: alle waren geistesabwesend und erwachten erst, als die Hausfrau vor ihnen stand und mit hartem Wort die Seelen der Nachtwandler in ihre Behausung zurückrief.

Ich bin doch neugierig, sagte sie mit der Sicherheit einer Hausfrau, die um so ruhiger erscheint, je mehr Anlaß vorhanden ist, die Ruhe zu verlieren — ich bin doch neugierig, wie weit man die Schamlosigkeit in meinem Hause zu treiben gesonnen ist?

Das fegte alles Lebende hinweg, als wäre eine Bombe eingeschlagen. Nach drei Sekunden war Grete Kühl, geborne Dhen, allein in der Küche. Nur der Graven stand auf dem Herd neben dem Feuerrost, verraten und verlassen und dennoch ungekränkt. Er gehörte nämlich zu den Stillerefahrnen. Die Hänge ließ er schlaff herabhängen, ergeben, mit der Thorheit der Welt vertraut. Will man einen Versuch machen, seine Miene in Worte zu fassen, so komme ich mit Anwendung meiner Dolmetscherkünste zu folgendem Ergebnis: Ja ja, Gretchen Kühl — so sagte er —, das ist nun mal so. Das ist der Lauf der Welt. Jugend hat keine Tugend. So war es schon, als wir beide noch im Glanze ihrer Schöne strahlten, und besser ist es seitdem nicht geworden.

10

Ich weiß nicht, was die Hausfrau angestellt hat, die Dirnen zum Anhören der Strafpredigt dingfest zu machen. Aber das weiß ich — als sie das Schreckliche noch einmal überdachte, wurde ihr einen Augenblick schwarz vor Augen. Und auch das ist mir bekannt, daß sie den Hein, der sich in seiner Herzensangst gleich nach dem Abfüttern in die Bettlade verkrochen hatte, persönlich aufsuchte. Sie stand in der Ruhkammer und hielt einem tief unter der Bettdecke vergrabnen hochaufgebauchten Bündel die Unthaten vor, die dies unbekannte Etwas verübt haben sollte. Der wackre Vater Jasper wurde als Muster aufgestellt, zu seinem glänzenden Tugendsschild war die schwarze Bosheit ihres Schützlings ein schlimmer Gegensatz. Der Schatten seiner seligen Mutter, ja selbst der alte Dierck wurde heraufbeschworen. Über ihrer eignen Rede wurde sie gerührt, auch über die Bettdecke liefen die Falten der Seelenbewegung. Grete flehte die Bettdecke an, sich der Reue und Besserung nicht zu verschließen, den breiten Weg, der zu keinem guten Ende führen werde, zu verlassen. Sie weinte heftig in ihre Schürze hinein. Es handle sich um Wichtigeres, als um sein leibliches Wohl — sein Seelenheil stehe auf dem Spiel. Ja sie zittre vor ihrer eignen Verantwortung, wenn der ewige Richter ihr dereinst die Frage vorlegen werde: Wo ist Hein Wied? Wo ist der, den die selige Wieb in deine Hände befohlen hat?

Dem Bündel war es bei diesem Teil der Rede am unbehaglichsten; lebhafter zuckte es über das blaugewürfelte Deckenmuster, und einen Augenblick erschien am Fußende die große Zehe des Übelthäters mit einem unglaublich langen Nagel. Grete fragte in das Bett hinein, ob Hein Besserung versprechen und sich gegen

alle Versuchungen des Bösen mit den Mitteln, die nur das zuversichtliche Gottvertrauen an die Hand gebe, wappnen wolle — eine Schlußapostrophe, die zur Folge hatte, daß sich eine kleine, schmutzige Kuhjungenhand hervorreckte, von der Gretes Rechte die feierliche Zusage entgegennahm.

Damit war der feierliche Teil der Unterredung zu Ende. Der Bußpredigerin Aufgabe war erledigt, die Hausfrau, deren Blick nichts Ungehöriges entgeht, hatte noch ein Wort zu sagen. Sie schlug die Decke von unten her zurück und stellte zwei Füße, nicht übermäßig sauber, und deren lange Nägel bloß. Aber das sag ich dir, Hein, schalt sie, daß du mir morgen gleich die Nägel schneidest. Da kann kein Strumpf heil bei bleiben. Und wir haben auf dem Holm auch noch andres zu thun, als Hein Wiewks Strümpfe zu stopfen.

* * *

Es liegt in dem Plan meiner Erzählung, der tragischen Gestaltung der Dinge nur insoweit nachzugehen, als es unumgänglich notwendig ist. Aus diesem Grunde darf ich den Herzensanteil, den wir an einem Jammer nehmen, der sich um dieselbe Zeit bei den Töchtern des Hauses in verschlossener Kammer abspielte, nur andeuten, wenngleich nicht verschwiegen werden kann, daß beide, Antje und Niele, steinerweichend weinten. Das Schluchzen von Antje war ganz und gar Trostlosigkeit mit der Richtung eines wilden Hasses gegen Hein und alle Welt. Und die Drohungen, die sie gegen ihren Geliebten äußerte, waren eines bisher doch nicht unliebenswürdigen Mädchens ganz unwürdig und kennzeichneten sich durch die Entlegenheit ihrer Richtung und ihres Inhalts sofort als die Eßelsbrücke einer Eifersucht, die in dem Bestreben, dem Gegenstand ihrer Liebe etwas anzuhängen, bankrott geworden war. Sie wollte nämlich an ihren Vater sagen, daß Hein die Kühe immer durch Schimpfworte beleidige, und daß er zu Hartkopp immer „Ahlen-ipegel“ sage.

Die Niele weinte nicht vor Wut, sondern aus Mitleid. Aus Mitleid mit Antje, mit Hein und aus Mitleid mit sich selbst. Sie war nicht so egoistisch, eine Generalpacht auf die Küsse von Hein Wiewk geltend zu machen. Ihren Thränen fehlte nicht das Erlösende, das Befreiende, das Herzentastende. Sie umarmte ihre Schwester und suchte zu trösten. Hein habe keine Schuld. Er sei offenbar ein Opfer der Übermacht geworden. Und nur mit Gewalt sei es gelungen, ihm das zu nehmen, was er jedenfalls freiwillig nicht hergegeben haben würde. Ihre Gütmütigkeit schien kapabel zu sein, ihm alles wieder zu geben, was ihm geraubt worden war.

Inzwischen stand Harm in der Wohnstube und stopfte sich eine Pfeife.

Das ist ja ein kleiner Satansklerl, redete er in sich hinein. Vor diesem sechzehnjährigen Bengel sind nicht meine Töchter, ist kein Weibsbild im Hause sicher. Wer hätte das gedacht, daß meine kleine Wieb so einen Ausbund in die Welt setzen werde. Und nun gar mein ruhiger, guter, fleißiger Junge. Es ist ganz unbegreiflich. Das Sprichwort hat wohl recht: Stille Wasser sind tief.

Muß doch einmal zum Nachbar Jasper.

Die Pfeife brannte. Harm erstickte die letzten Funken seines Tibibus mit der Rechten am eisernen Beileger, stopfte mit dem linken Daumen den glimmenden Tabak im Pfeifenkopf fest, verschloß den silbernen Deckel und schritt dampfend zum Ellernbusch hinüber.

Nach einem Stündchen erschienen Harm und Jasper beide in der Ruhkammer. Hein hatte sich dessen nicht versehen und fand keine Zeit, unter die Decke zu

verschwinden. Und schließlich hielt er es sogar für ein Stück Helden- und Wagemut, ohne Wifler und Rüstung das zu erwarten, was ihm beschied sein werde. Harm nahm zunächst das Wort. Aber was er vorbrachte, war ein abgeschwächter Aufguß des von seiner Frau gekochten Gerichts. Denn — das bleibt bestehen für und für — in der Kunst des Scheltens, eines Scheltens, wobei der Scheltende, ohne sich zu erhizen, eine eindringliche Wirkung erzielt — in dieser Kunst sind uns die Weiber überlegen. Neu war unserm Hein nur die Ankündigung, daß er den Verkehr mit Antje und Niele endgiltig verscherzt habe, daß er auch thunlichst von dem weiblichen Gesinde werde abgefondert werden müssen, und daß man, um diesen Erfolg um so sichrer zu erreichen, seine Strafverweisung nach dem Pferdebestall als Pferdeknacht beschlossen habe.

Hein dauernd in der glänzenden Laufbahn eines Stalljungen zu belassen, gehe bei solchem Betragen nicht an. Zum Frühjahr werde er bei dem Dunkel als Zimmerer in die Lehre gegeben werden.

Hein fand das alles natürlich. Auch war es eine von ihm vorausgesehne Zugabe, als sein Alter, der sonst so wortfarge Jasper, ebenfalls zu schelten begann. Daß er mit seiner Rede nicht zu stande kommen werde, das wußte Hein im voraus, und auch Jasper sah bald ein, daß das Redenhalten seine Sache nicht sei, daß er auf diesem Felde keine Lorbeern ernten werde. Es war nur halb Zorn auf Hein, ebenso sehr Zorn auf seine Verlegenheit, als er sich in einen Mut hinein redete und stammelte, der ihm glücklicherweise gestattete, das nachzuholen, was er von Anfang an hätte thun sollen, weil es das natürlichste und nächstliegende war. Wer weiß, ob er aber überhaupt darauf gekommen wäre, wenn nicht der weiche Ohrlappen unsers Helden sich rosig und breit auf dem blaugewürfelten Rissen präsentiert hätte. Endlich erkannte Jasper seine erzieherische Pflicht als strafender Vater, endlich nahm er das Ding zwischen Daumen, Zeige- und Langfinger der rechten Hand und knüllte, zerrte und zog es. Und bei dieser Beschäftigung brachte es sein Mundwerk begreiflicherweise nur noch zu einem mehr aus den zusammengepreßten Zähnen gepreßten und gezischten als gesprochenen, sozusagen konzentrierten Extrakt dessen, was er hatte sagen wollen.

Jetzt wäll di wiesen, id wäll di lehren, zischte und sagte der wortarme Jasper in endloser Wiederholung, und bei jedem „wiesen,“ bei jedem „lehren“ zog er das vielgeprüfte Ohrläppchen seines ungeratnen Fiskus, dem er beim Abschied noch zwei Backenstreiche schenkte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reisebücher. Die Reisebeschreibungs litteratur schießt in unserm reiselustigen Zeitalter beängstigend ins Kraut. Wenn sie dann auch einmal edlere Blüten zeitigt, so soll man das gebührend hervorheben. Wir machen auf zwei sehr verschiedene, in ihrer Art gleich vortreffliche Bücher aus dem Verlage von Georg und Komp., Basel und Genf, aufmerksam. Das eine, in stattlichem Hochquart auf Kupferdruckpapier: D. Baud-Vovy, „Wanderungen in den Alpen,“ schildert eine Fahrt von Brieg im Rhonethal aus über den Oberaletschgletscher, auf die Niederalp, an den